

Sachbuch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **85 (2005)**

Heft 6-7

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sachbuch

Wolfgang Schivelbusch

Entfernte Verwandtschaft: Faschismus, Nationalsozialismus, New Deal 1933–1939

München: Carl Hanser Verlag, 2005

Mangelnde Courage wird man Wolfgang Schivelbusch nicht vorwerfen können. Wenn er in seinem Band «Entfernte Verwandtschaft» Beziehungen zwischen Faschismus, Nationalsozialismus sowie dem New Deal und damit natürlich auch zwischen den Führungsfiguren Benito Mussolini, Adolf Hitler und Franklin D. Roosevelt aufzeigt, dann begibt er sich nicht eben in ruhige Gewässer. Vielmehr muss er zwischen der Skylla eines populären latenten Antiamerikanismus und der Charybdis einer Relativierung nationalsozialistischer Menschheitsverbrechen hindurch steuern. Gegen erstere Gefahr sind selbst seriöse Forscher wie E.-O. Czempel («Weltpolitik im Umbruch») gelegentlich nicht gefeit, letzteres ist in der Debatte um die Bücher Jörg Friedrichs («Der Brand») über den alliierten Bombenkrieg und jüngst Götz Aly («Hitlers Volksstaat») über die soziale Attraktivität des Nazi-Regimes jenseits von Terror und Unterdrückung in den Vordergrund gerückt. Um jeden Zweifel auszuräumen, sieht sich auch Schivelbusch genötigt, im einleitenden Kapitel eine Klarstellung zu liefern.

Dann aber geht er in die Vollen. In einem einführenden Kapitel über die Renaissance der Monumentalität in der Architektur, die den Kulturhistoriker Schivelbusch von seiner besten Seite zeigt, legt er den Grundstein, auf dem sich sein Vergleich aufbaut: die Wiederentdeckung der Selbstdarstellung

staatlicher Macht und Autorität. Die bewusste Abwendung vom *laissez-faire* des bürgerlichen Liberalismus des 19. Jahrhunderts, als der Staat dem Bürgertum Führung und Gestaltung überliess, führt nicht nur zu einer neuerlichen Repräsentationsarchitektur, sondern in der Annäherung von Staat und Wirtschaft zur «Wiedereinsetzung des Staates in eine fast absolute Macht durch die Weltwirtschaftskrise, die ja nichts anderes war als die grosse Niederlage des liberalen Kapitalismus und der Revanchesieg des Staates».

Staatliche Interventionspolitik ist also der Schlüssel des Vergleichs. Seine Anknüpfungspunkte liegen einerseits in der neueren Totalitarismusforschung, die neben dem terroristisch-militaristischen Aspekt der Unterdrückung in diesen Regimes auch deren sozial-egalitären Charakter betont, der ja wiederum nicht unmassgeblich zu Erfolg und blindem Volksegehorsam dieser Systeme beitrug. Von Interesse ist daher der Sozialismus im Nationalsozialismus.

Zum anderen unternimmt es Schivelbusch, jene politischen Techniken zu vergleichen, deren sich das beginnende Dritte Reich ebenso bediente wie Roosevelt; namentlich die Herausstellung einer charismatischen Führungsfigur, die Ideologie von Nation, Volk und Boden, der staatliche Dirigismus und die Propaganda. Dabei dürfe das Wissen um die späteren Geschehnisse nicht die Perspektive verfälschen. So postuliert der Autor, bei der Betrachtung der Entstehung der drei Regime nicht etwa 1945, sondern vielmehr 1929, den Ausbruch der grossen Krise, als Bezugspunkt zu wählen.

War nach der Implosion des ökonomischen diejenige des politischen Liberalismus zwingend? Das Vertrauen in eine liberale Demokratie gelangte 1933 jedenfalls an ihren Tiefpunkt. Mussolini war bereits elf Jahre an der Macht, in Deutschland hatte man genug vom Weimarer Versuchslaboratorium einer Demokratie mit ständigen Wahlen und Gewalt auf den Strassen; die Mehrheit forderte einen radikalen Wandel. Ähnlich die Situation in den USA: Pleiten, Arbeitslosigkeit, wirtschaftliche Not

und *hunger lines* vor den Suppenküchen sind Indizien dafür, dass die Grundstimmung in einem sonst von unerschöpflichem Optimismus geprägten Lande nur noch mit *Great Depression* beschrieben werden konnte. Diesen Auswüchsen eines liberalen Kapitalismus, so zeigt Schivelbusch anhand von Aussagen aus der Zeit anschaulich, glaubte man in Deutschland, Italien und den USA 1933 nur Einhalt gebieten zu können durch wirtschafts- und sozialpolitische Massnahmen, die im Zeichen der Gemeinschaft statt des Individuums, des Eingriffs statt der Freiheit standen.

Nicht erst seit Hobsbawm sehen Historiker im Ersten Weltkrieg die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts. Unter dem Mantel des 1945 von den USA und ihren Alliierten erfochtenen Sieges lassen sich heute die kriegerische Metaphorik und Psychologie, derer sich die Politik des *New Deal* bediente, bequem verstecken. Wenn die wirtschaftliche und gesellschaftliche Krise damals nicht nur bekämpft, sondern ihr vielmehr der Krieg erklärt werden musste, so erschien dies als Rückgriff auf die Erfahrung des Ersten Weltkriegs, um die nötige Energie aufzubringen, die Nation zu einen – oder gleichzuschalten? Des Autors Wille, die Rolle des pointierten *Agent provocateur* zu übernehmen, der die gedanklichen Funken dieses Essays zum Sprühen bringt, lässt ihn die Selbstbescheidung des Kongresses gegenüber der Regierung im März 1933 als Ermächtigungsgesetzgebung bezeichnen. Ohne Anführungszeichen, versteht sich.

Die ideengeschichtlichen Grundlagen des *New Deal* werden an der Bewegung des Progressivismus festgemacht. Dieser nahm sich das preussische Modell der Verwissenschaftlichung von Technik, Wirtschaft und Politik zum Vorbild. Die Hegelsche Theorie des Staates und der preussische Militarismus wurden als effizientere Steuerungsmodelle dem Liberalismus entgegengesetzt. So ist die Euphorie der Progressivisten – denen der junge Roosevelt nahestand – zu erklären, als es 1917 in den Krieg ging. Endlich war die Chance da, eine umfassende Erneuerung in den USA zu beginnen.

So gegensätzlich Hitler und Roosevelt in diesen Tagen auch wahrgenommen werden, so beharrt Schivelbusch doch zu Recht auf beider Einordnung als charismatische Führungsfiguren. Beide nutzen die Chance der Krisensituation. Beide kommen von ausserhalb der diskreditierten Führungsschicht und sprechen direkt die Massen an. Beide nutzen das Radio als das Medium der Zeit. Die Schilderung der Unterschiede jedoch, wie Hitler und Roosevelt die Seele des Zuhörers zu erreichen versuchten, jeder auf seine Art mit Erfolg, gehört zu den Höhepunkten des Essays. Roosevelts *fireside talks* gaben jedem Hörer zu Hause am Kamin den Eindruck, der Präsident wende sich in dieser intimen Situation allein an ihn. Das Wohlergehen des Einzelnen ist, so scheint es, sein höchstes, das Entstehen eines Vertrauensverhältnisses das unmittelbare Ziel. Die beeindruckenden Wahlergebnisse bestätigen die Strategie.

Auch Hitlers Reden sind Gemeinschaftserlebnisse. Während die überlieferten Filmausschnitte in aller Regel die zuweilen sich überschlagende Stimme vorführen, wird die Dramaturgie der Gesamtrede in der heutigen Wahrnehmung unterschlagen. Neben den Mitteln der Rhetorik steht die Inszenierung mit Elementen der Theatralik, Musik und Liturgie. All dies verschmilzt zu einem Gesamtkunstwerk – und der Redner verschmilzt mit der Masse zu einer Einheit. Jeder Zuhörer ist Teil der Inszenierung. Als Hitler an der Macht ist, tritt er in eine höhere Sphäre. Für die tägliche Pflege des Führerkults ist nun die Propaganda zuständig. Roosevelt dagegen bleibt stets ein Werbender, er muss sein Charisma stetig erneuern. Auch in den folgenden Kapiteln zur Siedlungspolitik und Symbolbaustellen wie Agro Pontino, Tennessee Valley Authority und Reichsautobahn werden Parallelen gezogen. Wie immer man sie auch bewerte, entfernte Verwandtschaft kann man diesen monumentalen Projekten nicht absprechen.

Schivelbuschs Essay gelingt es auf frappierende Weise, Gemeinsamkeiten zwischen den Untersuchungsgegenständen

den freizulegen und damit die Gilde der Historiker gehörig zu provozieren; die Anzahl der zu diesem Thema publizierten Studien lässt sich ja an den Fingern einer Hand abzählen. Allein schon, wenn es ihm gelänge, mit seinem Werk eine tiefgreifendere Beschäftigung mit dieser Thematik zu initiieren, hätte sich seine Mühe gelohnt. Die Thesen werden überzeugend belegt. Möglicher Kritik an der fast ausschliesslichen Verwendung von Quellen der dreissiger Jahre muss die bewusste Wahl dieser Perspektive entgegengehalten werden. Seinem Anspruch tut es auch keinen Abbruch, dass die Unterschiede in diesem entfernten Verwandtschaftsverhältnis nur in der gebotenen Kürze präsentiert werden.

Man könnte allerdings den Eindruck gewinnen, der Autor wolle sich selber mit seinem Text nicht zufrieden geben und hätte deswegen einen überlangen Endnotenapparat angehängt, der wohl einer zusätzlichen Unterfütterung der Thesen dienen sollte, aber bei fehlendem Lesebändchen zu ständigem Blättern nötigt. Wichtige Belege werden dort versteckt, so etwa Leon Samsons Rollendefinition des Präsidenten von 1934 – eine Definition, die verdeutlicht, weshalb der Faschismus europäischer Prägung sich in den USA nicht herausbilden konnte: *«It is precisely in his role as spokesman of the mass against the class that the American President performs the function of fascism without assuming any of its forms.»* Dieser kritische Einwand, gleich wie jener gegenüber einem mitunter nachlässigen Lektorat, wirft indes nur schwache Schatten auf eine ansonsten gewinnbringende Lektüre.

besprochen von ANDREAS BÖHM. Der 1977 geborene Politikwissenschaftler ist Assistent am Schweizer Lehrstuhl für Politische Wissenschaften der Andrassy-Universität Budapest.

Paul Driessen

Eco-Imperialism

Bellevue / Washington: Free Enterprise Press, 2003

Der provokativ anmutende Titel deutet auf einen brisanten Beitrag zu einem brisanten Thema hin. Und Paul Driessen bricht mit diesem Buch in der Tat ein modernes Tabu. Auf der Grundlage einer detaillierten Analyse der Aktivitäten und Motivationen aktivistischer Umweltorganisationen stellt er ihre Rolle als selbsternannte Vertreter der internationalen öffentlichen Meinung und ethische Kontrollinstanz in Sachen Umweltschutz grundlegend in Frage. Er zeigt die faktische Machtstellung auf, die sogenannte Nichtregierungsorganisationen (NGOs) in den letzten Jahrzehnten gewonnen haben. Diese Stellung gründet auf der bedingungslosen Akzeptanz ihrer Rolle als Hüter der öffentlichen Moral. Diese Akzeptanz, so der Autor, ist durch nichts gerechtfertigt: NGOs sind nicht demokratisch legitimiert und unterstehen im Gegensatz beispielsweise zu gewinnorientierten Unternehmungen keinerlei rechtlichen oder politischen Kontrollen. Dennoch üben sie auf der Grundlage ihrer selbstdeklarierten moralischen Überlegenheit massiven Druck auf Unternehmungen und staatliche Behörden dahingehend aus, ihr Verhalten an einer verzerrten und tendenziösen Auslegung des Vorsorgeprinzips und der auszurichten. Statt die Legitimation der Aktivistinnen in Frage zu stellen, unternehmen gewisse Firmen enorme Anstrengungen, um die Forderungen zu erfüllen und sich ein «grünes» Image zu verdienen. Nach Driessen führt dies dazu, dass wohlgenährte Aktivistinnen aus industrialisierten Ländern ihre eigenen übersteigerten Ängste vor imaginären Umweltkatastrophen dazu benützen, armen Bevölkerungen in Drittweltländern wirtschaftlichen Aufschwung, Gesundheit und Wohlstand zu verweigern.

Dieses zentrale Thema durchzieht die Abhandlung wie ein roter Faden. An verschiedenen Beispielen, wie dem Widerstand «grüner» Organisationen gegen die Gewinnung von Wasserenergie mittels Staudämmen, gegen die Nutzung von Erdölvorkommen, gegen genetisch

modifizierte Organismen und gegen die Anwendung von DDT zur Bekämpfung von Malaria, zeigt Driessen auf, wie im Namen aktivistischer Postulate Projekte in Entwicklungsländern verhindert wurden, die den Armen dort bessere Lebensbedingungen gebracht hätten. Dabei benützt er ausführliches Zahlenmaterial, Aussagen von politischen Verantwortlichen und Wissenschaftern in Entwicklungsländern sowie bildliche Vergleiche, die die Aussagen besonders eindringlich machen. So legt er etwa dar, dass nach Schätzungen der Weltgesundheitsorganisation WHO im südlichen Afrika 3'000 Kinder pro Tag an Malaria sterben – dieselbe Anzahl, wie wenn jeden Tag 80 vollbesetzte Schulbusse über eine Klippe stürzten. Diese «sinnlosen Tode» sind gemäss Driessen zu einem grossen Teil darauf zurückzuführen, dass afrikanische Regierungen unter dem Druck von Umweltaktivisten und von ihnen beeinflussten Geberinstitutionen wie der Weltbank die Anwendung von DDT zur Bekämpfung von Malaria aus Gründen des Umweltschutzes verboten haben.

Am Beispiel der Beeinflussung von Investoren zugunsten von Unternehmen, die die von Umweltaktivisten gesetzten Kriterien erfüllen, durch mit ebendiesen Unternehmen wirtschaftlich verflochtene Berater zeigt der Autor die finanzielle Dimension des Phänomens auf: Es handelt sich bei den beschriebenen «grünen» Organisationen nicht nur um blauäugige Idealisten, sondern oft um Akteure mit handfesten finanziellen Interessen. Der wichtigste Kritikpunkt in diesem wie auch in den andern beschriebenen Bereichen ist die Tatsache, dass Umwelt-NGOs – die gemäss Driessen heute einen Industriezweig mit einem weltweiten Umsatz von jährlich 8 Milliarden US-Dollars darstellen – jenen Verpflichtungen nicht unterstehen, die sie so lautstark für gewinnorientierte Unternehmen fordern: Transparenz, Offenlegung finanzieller Verbindungen und Interessen, Buchführung, und Verbot der wissentlichen Verbreitung falscher Informationen. Hier ist gemäss Driessen anzusetzen. Verantwortungsbewusste Firmen, Behörden, Journalisten und Bürger sind aufgerufen, die Umweltaktivisten öffentlich zur Verantwortung zu ziehen, ihre Legitimation zur Diskussion zu stellen

und die Offenlegung ihrer finanziellen und politischen Verbindungen zu fordern. Nur dann, so der Autor, kann die Umweltbewegung ihre ursprüngliche Rolle zum Wohl der Umwelt und der Menschen in armen Ländern wieder erfüllen, die ihr seit ihren Anfängen abhanden gekommen ist.

«Eco-Imperialism» ist ein willkommener Beitrag zu einem brisanten, aber meist nicht öffentlich diskutierten Thema. Allerdings kommt bei der Lektüre zeitweise leiser Unmut auf – so wenn Driessen das Phänomen der Klimaänderung souverän als blosse Stimmungsmache von Aktivisten und von Firmen abtut, die aus dem im Kyoto-Protokoll festgelegten Emissionshandel Gewinn ziehen könnten. Die Arbeiten des Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) – immerhin ein Gremium, das eine grosse Mehrheit der international anerkannten Klimaexperten in sich vereinigt – erwähnt Driessen nur ganz am Rand. Er vertritt die Meinung, das IPCC sei zu einem Politikinstrument verkommen. Hier wäre eine etwas überzeugendere Beweisführung angebracht gewesen. Ähnliches gilt für die nicht näher begründete Aussage, dass DDT für die Umwelt unschädlich sei.

Irritation löst die Tatsache aus, dass einige Aussagen des Autors die Reaktion der öffentlichen Meinung und der Politik auf die frühe Umweltbewegung in den 70er Jahren wiederaufleben lassen. So die Anspielung, dass gewisse Umweltprobleme bloss eine «Hysterie der Grünen» seien. Oder die Aussage, dass reiche Länder es sich leisten können, sich um die Umwelt zu kümmern, während dies für arme Länder der dritten Welt ein Luxus sei. Und schliesslich die Frage, ob ein paar Wildtiere wirklich wichtiger seien als Gesundheit und Wohlstand von Menschen. Insgesamt baut Driessens Argumentation auf einem stark anthropozentrischen und neoliberalen Weltbild auf. In einer Abwägung zwischen Anliegen des Schutzes der natürlichen Umwelt und dem Ziel, Überleben, Gesundheit und Wohlstand so vieler Menschen wie möglich sicherzustellen – zugegebenermassen ein ethisch schwieriges Unterfangen! – gibt Driessen letzterem in jedem Fall den Vorzug, ohne dies jedoch klar zu deklarieren. Umweltschäden sind in seinem Weltbild gegenüber menschlichen Bedürfnissen, welcher Art

auch immer, ganz klar zweitrangig. Technologie, Wohlstand und wirtschaftliche Entwicklung stellt Driessen über alles. Er ist offensichtlich Anhänger einer Doktrin, die im freien Markt die Lösung (fast) aller Probleme sieht. Dies scheint für nicht gar so neoliberal gesinnte Zeitgenossen dennoch zu vereinfachend. Driessen kritisiert beispielsweise NGOs, die Billiglöhne für Arbeiter in sogenannten *Sweat Shops* in Entwicklungsländern anprangern. Schliesslich, so meint er, würden diese Löhne immerhin eine grosse Zahl von Familien ernähren. Die Frage sei erlaubt, ob er dasselbe Argument gelten lassen würde, wenn es sich um die Prostitution von Frauen und Kindern in diesen Ländern handelte. Auch diese erlaubt den Betroffenen schliesslich, sich zu ernähren.

Vollends irritierend sind schliesslich Aussagen, mit denen Driessen amerikanische Positionen und Interessen vertritt – wiederum ohne dies klar zu deklarieren. Den hohen Energieverbrauch der USA rechtfertigt er zum Beispiel damit, dass dieser es den USA erlaube, in grossen Teilen der Welt die Wirtschaft ankurbeln und Arbeitsplätze schaffen zu helfen sowie im Krieg gegen den Terrorismus die Führungsrolle zu übernehmen, was letztlich der ganzen Welt zugute komme. Driessen beschuldigt «EU-Bürokraten», Umweltaktivisten (die er bei dieser Gelegenheit kurzerhand in den gleichen Topf wirft) und gewisse europäische Firmen, Umweltanliegen für die Verteidigung ihrer eigenen wirtschaftlichen Interessen zu missbrauchen, insbesondere im Zusammenhang mit der Ablehnung der Biotechnologie und der Unterstützung des Kyoto-Protokolls. Und so wird man den Verdacht nicht ganz los, dass möglicherweise beiden Seiten in den einschlägigen Kontroversen – sei es Energieverbrauch, Klimaschutz oder Biotechnologie – die eigenen wirtschaftlichen Interessen mehr am Herzen liegen als das Schicksal der Armen in den Entwicklungsländern oder der Schutz der natürlichen Umwelt. Womit Paul Driessen mit seinem Weltbild richtig läge.

besprochen von KATHARINA KUMMER PEIRY, Inhaberin des Beratungsbüros Kummer EcoConsult in Fribourg und Dozentin für internationales Umweltrecht an der Universität Bern.

Barbara Cassin (dir.)

Vocabulaire européen des philosophies. Dictionnaire des intraduisibles

Paris: Seuil, 2004

Eines der dringlichsten und wohl schwierigsten Probleme Europas ist und bleibt die Sprachenfrage. Es bestehen dazu grundsätzlich zwei Lösungsansätze. Entweder man einigt sich auf eine dominante Sprache – ein globalisiertes Anglo-Amerikanisch –, derer sich jedermann als die eine Verkehrssprache bedient, oder man entwickelt eine Vorstellung von Mehrsprachigkeit, in der die Unterschiede der einzelnen Sprachen zum Tragen kommen und innerhalb derer die verschiedenen Kulturen sich auf präzise Weise verständigen können.

Dieser zweiten Vorstellung ist das «Vocabulaire européen des philosophies» verpflichtet. Unter der Leitung der Gräzistin und Philosophin Barbara Cassin erstellten rund 140 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus ganz Europa etwa 4'000 Beiträge zu zentralen philosophischen Begriffen, wie sie sich im Laufe der Jahrtausende in 15 verschiedenen Sprachen entwickelt haben.

Wie der Titel besagt, handelt es sich um ein «vocabulaire», ein Wörterbuch, in dem die philosophischen Begriffe von den Einzelsprachen her gedacht werden. Es liegt ihm die Einsicht zugrunde, dass jedes Wort in einem Umfeld mit andern Wörtern steht, die ihrerseits auf dieses eine Wort zurückwirken. Diese Einflüsse sind von Sprache zu Sprache sehr verschieden. Ihnen versucht dieses Wörterbuch gerecht zu werden. Ebenso zentral ist der Plural «philosophies», weil er die Tatsache berücksichtigt, dass verschiedene Sprachen auch eigene denkerische Zugänge zu den scheinbar gleichen Dingen eröffnen.

Die Geschichte der europäischen Philosophien ist denn auch die Geschichte der mehr oder weniger gelungenen Übersetzungen zwischen den Sprachen, die zum Teil entscheidend auf die Entwicklung eines Begriffs einwirkten. Was sich etwa zwischen dem griechischen «thymós», dem lateinischen «animus/

mens», dem deutschen «Gemüt/Gefühl», dem französischen «âme/cœur» und dem englischen «mind/mood» in den Jahrhunderten und Jahrtausenden abspielte, ist von grösster Bedeutung für die Ausbildung des Begriffs der inneren Wahrnehmung des Menschen. Einer Bedeutung, die von keinem der bereits bestehenden philosophischen Wörterbüchern erfasst wird, weil sie zumeist von der Vorstellung eines universellen, sprachunabhängigen, rein logischen Denkens ausgehen. Das «Vocabulaire européen des philosophies» soll jedoch keineswegs diese bereits bestehenden Nachschlagewerke verdrängen, sondern sie vielmehr sinnvoll ergänzen.

Auf die Entwicklung der philosophischen Begriffe zwischen den Sprachen weist der Zusatz «Dictionnaire des intraduisibles» hin. Dabei geht es weniger um das Problem der Unübersetzbarkeit an sich, sondern einerseits um die Tatsache, dass viele zentrale philosophische Begriffe, wie das Heideggersche «Dasein», unübersetzt in andere Sprachen übernommen werden. Andererseits verweist der Zusatz darauf, dass Begriffe aus einer Sprache immer wieder neu übersetzt wurden, weil sich in ihnen ein denkerisches Problem zeigte, das durch die Verschiedenheit der Übersetzungen erst so richtig aufbrach.

Ein Beispiel dafür ist das Verhältnis von Einheit und Vielheit im Begriff «Persona». Insofern zeigt dieses philosophische Wörterbuch an verschiedenen zentralen Begriffen, wie die Übersetzung in eine andere Sprache der Begrifflichkeit der einen zu mehr Klarheit verhelfen kann. Die Bedeutungsvielfalt, die aus der Verschiedenheit der Übersetzungen entspringt, wird in diesem Wörterbuch nicht als Nachteil, sondern eher als Bereicherung der denkerischen Präzision verstanden und dargestellt.

Das «Vocabulaire européen des philosophies» ist nicht nur als philosophisches Nachschlagewerk für Spezialisten konzipiert. Vielmehr lädt es ein, über die vielen Querverweise zwischen den Begriffen und Sprachen sich auf eigene philosophische Entdeckungsreisen durch die Geographie und die Geschichte Europas einzulassen. Dabei werden auch die für die europäischen Philosophien wichtigen aussereuropäischen Sprachen und Kulturen, wie das Arabische und das Hebräische, keineswegs vernachlässigt.

Wichtigstes Ziel dieses Wörterbuchs ist es, einerseits einem logischen Universalismus, der sich dem Problem der Übersetzung zwischen den Einzelsprachen gegenüber relativ gleichgültig verhält, und andererseits der Dominanz nur einer globalen Sprache entgegenzutreten. Es tut dies, indem es viele, auch durch jahrhundertalte Denktraditionen zugeschüttete Probleme wieder aufdeckt und dabei hofft, dass diese Befreiung aus der Knechtschaft der einen Bedeutung Früchte für eine kommende europäische Philosophie trage, die eine Versammlung verschiedener Philosophien sein könnte.

Die Übersetzungsrechte für viele europäische und nichteuropäische Sprachen sind bereits vergeben. Man darf gespannt sein, wie die Übersetzungen des «Dictionnaire des intraduisibles» in den einzelnen Sprachen aussehen werden.

besprochen von MARCO BASCHERA,
Gymnasiallehrer und Lehrbeauftragter der
Universität Zürich.